

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(6. Fortsetzung.)

Graf v. Geyerstein sah einen jungen, sehr elegant gekleideten Mann zu sich eintreten, mit vollen schwarzen Locken und kleinem, leicht aufgedrehtem Schnurrbart, der erst jetzt, bereits in der Thür, seinen schwarzen dreitägigen Filzhut abnahm. Das Gesicht desselben kam ihm allerdings bekannt vor; er konnte sich aber doch nicht entsinnen, wo er ihm schon begegnet wäre, und der Fremde machte dabei eine sehr formelle und tiefe Verbeugung, bis Karl die Thür wieder hinter sich in's Schloß gedrückt hatte.

„Was steht zu Ihren Diensten?“ fragte der Rittmeister gespannt.

„Herr Graf!“, erwiderte der Fremde, indem er einen Blick zurück nach der Thür warf, „ich schäme mich unendlich glücklich, daß Sie mir vergönnt haben — wir sind doch einen Augenblick ungestört?“

„Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?“

„Sie kennen mich nicht mehr?“ lachte der Fremde, und die Stimme klang dem Rittmeister jetzt ganz anders — viel weicher als vorher.

„Ich muß in der That gestehen...“ sagte dieser.

„Also ist die Verkleidung gelungen?“, lachte plötzlich der junge Mann, und mit einem Griff nach dem Munde stand er ohne Schnurrbart vor dem dadurch allerdings überraschten Grafen.

„Madame Bertrand!“, rief dieser aber auch im nächsten Augenblick erstaunt aus.

„Bitte — nicht so laut!“ warnte die muthwillige junge Frau, indem sie dem Grafen lachend mit dem Finger drohte. „Ihr Bursche braucht gerade nicht mit in das Geheimniß gezogen zu werden.“

„Aber was, um Gottes willen, hat Sie bewegen können...“

„In Verkleidung zu Ihnen zu kommen?“ unterbrach ihn die Schöne.

„In anderer Weise konnte ich Ihnen keinen Gegenbesuch abstatten, ohne sämtlichen Caffee-Gesellschaften der Residenz auf wenigstens drei Wochen Stoff zur Unterhaltung zu liefern. Die Verkleidung schlägt aber in meinen Beruf und daß ich geschickt darin bin, habe ich Ihnen, glaube ich, bewiesen. Doch Scherz bei Seite“, sagte sie plötzlich, ernst werdend, hinzu, „ich müßte Sie sprechen, und da Sie uns nicht mehr mit Ihrem Besuch beehren, so blieb mir keine andere Wahl, als Sie aufzusuchen. Das Resultat sehen Sie vor sich.“

„Und haben Sie nicht bedacht, welchen Mißdeutungen Sie sich durch solch einen — gewagten Schritt aussetzen?“ fragte der Graf ernst.

Die junge, schöne Frau warf den Kopf mit einem halb spöttischen, halb verdrießlichen Lächeln zur Seite.

„Von dem Rittmeister eines Kürassier-Regiments hatte ich allerdings einen andern Empfang erwartet“, lächelte sie dabei, „als eine ernste Strafpredigt und Ermahnung. Doch wie dem auch sei, mein Herr Graf, ich bin einmal da, und Sie werden mich hoffentlich nicht wieder fortjücken, ohne mich wenigstens zu hören.“

Graf v. Geyerstein war in peinlicher Verlegenheit, aber allerdings blieb ihm hier keine andere Wahl, als die Dame eben gewähren zu lassen, und er bat sie artig, dann wenigstens auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er selber rüdtte sich einen Stuhl zum Tisch und wollte sich eben darauf niederlassen, als Madame Bertrand lachend sagte:

„Selbst das kann ich Ihnen nicht gestatten — Sie müßten sich zu mir auf das Sopha setzen, denn was ich Ihnen zu sagen habe, möchte ich eben nicht laut schreien. Fürchten Sie sich vor mir?“

Ihr dunkles Auge brannte ihm dabei entgegen, und der Graf sagte artig: „Ich unterschätze wenigstens die Gefahr nicht — aber wie Sie wollen. Und welcher Ursache verdanke ich jetzt die Ehre dieses so — unverhofften Besuches?“

„Ich danke Ihnen, daß Sie kein härteres Wort dafür gebrauchten“, sagte die schöne Frau, „aber ein eigentümlicher Grund ist es in der That, der mich zu Ihnen führt, und zwar kein geringerer, als — mein Mann.“

„Monsieur Bertrand?“

„Derselbe. Seit dem Besuch bei Ihnen, Herr Graf, kenne ich ihn nicht mehr. Er ist vollständig ein anderer Mensch geworden: trüb, ineinander gebrochen, zurückhaltend, schau w — das Schlimmste für ihn und uns Alle — vergagt. Die Zeit über habe ich es auch ertragen und geglaubt, er selber würde mir endlich gestehen was ihm drückt, denn drücken muß ihn etwas — etwas muß ihm auf der Seele liegen, das den sonst so kräftigen, elastischen Geist mit eiserner Schwere darniederhält; aber er bleibt stumm, und ich bin fest überzeugt, Niemand kann mir darüber Auskunft geben, als Sie.“

„Aber welchen Einfluß könnte ich auf ihn ausgeübt haben?“ fragte der Graf, der nichts weniger wünschte, als mit des Bruders Gastin in diesem Augenblicke den Seelenzustand desselben zu besprechen.

„Das ist auch mir räthselhaft“, erwiderte die Frau, indem sie ihm fest und forschend in's Auge sah; „denn ich hatte bis jetzt nicht geglaubt, daß irgend ein Mensch im Stande sei, den tollkühnen, vor Nichts zurückweichenden Bertrand zu zähmen. Aber jähm ist er geworden, seit er Sie gesprochen.“

„Wir haben uns allerdings nur über sehr zahme und alltägliche Sachen unterhalten“, lächelte der Rittmeister. „Ist aber wirklich eine Verwandlung in seinem Charakter, sich einer ruhigen Richtung zuzuwenden, eingetreten, so mag er die vielleicht schon früher gesaßt haben; warum soll ich die Schuld deshalb tragen — wäre überdies eine Schuld dabei? Sie selber haben doch auch gewiß schon manchmal an die Zukunft für sich — für Ihre Tochter gedacht, und können doch nur wünschen, diese gesichert zu sehen.“

„Allerdings habe ich das!“ rief Georgine, und ihre ganze Gestalt hob sich dabei, ihr Auge bligte. „Josephine soll und muß die gefestigte Reiterin Europas werden.“

„Und Sie selber? — wenn Sie einmal altern?“

„Die Zeit liegt noch fern“, sagte die junge, schöne Frau, indem ein leichtes, trotziges Lächeln ihre Lippen umspielte, „und an eine Zukunft für mich habe ich noch nie gedacht.“

„Und könnten Sie sich nicht glücklich fühlen, wenn Sie Ihren Gatten in einem ruhigeren Leben glücklich müßten?“ fragte Graf Geyerstein, mit weit mehr Herzlichkeit im Ton, als er bis jetzt gezeigt.

Georgine lachte laut auf. „Der moralische Ton steht Ihnen prächtig“, rief sie dabei. „Wenn Sie sich nur selber sehen könnten, Herr Rittmeister — aber“ unterbrach sie sich plötzlich, und fuhr fast erschreckt empor, „liegt Ihren Worten etwa ein tieferer Sinn zum Grunde? — Wenn ich mir Alles zusammenneme, was Georg in den letzten Tagen gesprochen, auf was er hingedeutet hat — auch seinen unterlassenen Seiltanz, zu dem er schon am Montag die Erlaubniß bekam...“

„Ich freue mich recht von Herzen, daß er ihn unterlassen hat“, sagte der Rittmeister ruhig; „diese halbbrechenden Rünste sind so undankbar für den Exekutivenden, wie peinlich für die Zuschauer, und Sie selber sollten froh sein, Ihren Gatten von einer Gefahr abheben zu sehen, der er doch einmal über kurz oder lang erliegen könnte.“

„Gefahr!“ rief das schöne Weib verzückt, „wäre ich noch Georgine Bertrand, wenn ich vor einer Gefahr zurückzusehen wollte? und glauben Sie, daß Georg etwas fürchtet auf der Welt? Nein, das ist es nicht; eine andere Ursache liegt seinem jetzigen Benehmen zum Grunde, und nur bei Ihnen, Herr Graf, kann ich die Lösung finden.“

„Und wenn Sie sich dennoch irren sollten?“

„Sie haben mir von einer Ähnlichkeit gesagt, die Sie zuerst zu uns geführt!“ flüsterte da Georgine, und ihre Blide bohrten sich in die Augen des Grafen, welcher fürchte, wie ihm das verrätherische Blut in die Schläfe stieg — aber seine Züge blieben kalt und fest, und er erwiderte ruhig: „Allerdings, Madame, die Ähnlichkeit mit einem Jugendfreunde, nicht allein im Antlitz, nein, auch selber im Namen; es war aber ein Jertzum. Schon als ich Herrn Bertrand ganz in der Nähe sah, fand ich das.“

„Sie täuschen mich nicht, Herr Graf!“ rief Georgine, seinen Arm ergreifend. „Georg ist ein Anderer, als er sich mir giebt, und die Wahrheit soll jetzt selbst seinem Weibe Geheimniß bleiben.“

„Wenn Herr Bertrand ein Geheimniß vor Ihnen hat, Madame“, sagte der Rittmeister artig aber ernst, „so ist es nicht meine Sache, das zu lüften, selbst wenn ich darum wüßte.“

„So geben Sie mir Ihr Wort als Cavalier!“

„Halt, Madame“, unterbrach der Graf sie kalt, „Sie gehen zu weit. Ich habe Herrn Bertrand allerdings an jenem Morgen gesehen, aber seit der Zeit nicht wieder, weiß deshalb auch nicht, was seine Pläne sind. Was wir damals mit einander gesprochen, deutet wohl darauf hin, daß er dieses wilden, wüsten Lebens überdrüssig sei; wenn dem aber wirklich so wäre, würde ich nur mit Freuden die Hand dazu bieten, ihm einen solchen Plan auszuführen zu helfen.“

„Sie?“ rief Georgine erstaunt; „und welches Interesse könnten Sie, Graf v. Geyerstein, an dem Kunststreiter nehmen, wenn nicht ein besonderer Beweggrund Sie dabei leitete? Sie verschweigen mir, was ich als Georg's Weib erfahren müßte, was ich erfahren will, und gönnen Sie mir nicht gewöhnlich oder gezwungen Ihre Antworten, so seien Sie fest versichert, daß ich Ihre Pläne treuze.“

„Madame Bertrand —“

„Das ist mein offenes Wort“, rief die Frau, „und Krieg oder Friede liegt jetzt in Ihrer Hand.“

Der Graf schüttelte ernst mit dem Kopfe. „Sie irren sich, schöne Frau“, sagte er, „und würden selbst in dem Falle, daß Sie Recht hätten, einen

schweren, nie wieder gut zu machenden Fehler begehen.“

„Wie so, ich?“

„Daß Sie einen Fremden zum Mittelsmanne Ihres häuslichen Friedens machen wollen.“

„Häuslichen Friedens?“ rief aber die ledige Reiterin mit spöttischem Lachen, „denken Sie sich unser Leben nicht so idyllisch, Herr Rittmeister. Nicht für die Häuslichkeit sind wir bestimmt oder darauf angewiesen, und die Gesetze, die bei anderen Frauen vielleicht gelten mögen, halten deshalb auch bei mir nicht Stich. Mein Mann und ich haben uns überdies schon lange darüber verständigt, Jedes von uns seine eigene, für sich abgeschlossene Bahn zu gehen. Vereinigen sich diese von selber, desto besser; thun sie es nicht, so ist Jedes selbständig genug, die eigene zu verfolgen.“

„Und Ihr Kind?“

„Josephine? die allerdings folgt der meinen, wenn ihr Vater derselben abtrünnung werden sollte“, rief Georgine, und der forschende Blick, mit dem sie bei diesen Worten den Grafen betrachtete, sagte diesem, daß sie den Eindruck beobachten wollte, den sie machte. Graf v. Geyerstein verriet aber durch seinen Zug, welchen Antheil er an dem eben Gehörten nahm. Wohl schien es, als ob er etwas darauf erwidern wollte; er überlegte sich aber bald, daß ein Drängen von seiner Seite die Frau nur noch mißtrauischer, ja auch neugieriger machen müßte, und kurz abbrechend sagte er nur:

„Es ist das ein unerauhtliches Gespräch für uns Beide, Madame, und kann zu keinem Resultate führen. Ich selber stehe Ihren Familien-Angelegenheiten auch zu fern, um eine Einmischung in solche zu beanspruchen, selbst wenn sie von dem einen oder dem andern Theil angenommen werden sollte. Machen Sie das, falls er nicht Ihrer Meinung sein sollte, mit Ihrem Gatten ab. Kann ich Ihnen in irgend sonst etwas dienen, so versagen Sie frei über mich.“

„Sie sind sehr gnädig, Herr Graf“, lachte die junge Frau, „aber so bald und so leichten Kaufes werden Sie mich noch nicht los.“

„Ich habe mich selber erboten...“

„Ich weiß es schon und bin Ihnen sehr dankbar dafür — in Allem mir gefällig zu sein — nur in dem nicht, was mich hierher geführt!“

„Und das ist?“

„Zu erfahren, in welcher Beziehung Sie zu meinem Gatten stehen — den Beweggrund kennen zu lernen, der Sie leiten konnte, sich für den Kunststreiter zu interessieren und auf ihn einzuwirken.“

Wohlf war aufgestanden und trat zum Fenster; er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß, und Georgine fürchte, es denn sie unterbrach ihn nicht. „Madame“, sagte er endlich zu Georginen zurückkehrend, „ich sehe eigentlich keinen Grund, Ihnen, da Sie auf diese Weise in mich bringen, länger zu verheimlichen, daß ich mich allerdings in der Ähnlichkeit mit Ihrem Gatten nicht getäuscht. Ich habe in ihm einen meiner früheren Jugendgepielen erkannt — aber das Geheimniß ist nicht mein eigenes — es gehört seiner Familie, und der gegenwärtig stehe ich nur als Mittelsmann zwischen ihr und Herrn Bertrand.“

„Also doch ein Geheimniß!“, lachte Georgine bitter vor sich hin, „ein Geheimniß, Frau und Kind um ihre Erbsenzug zu betrügen.“

„Nennen Sie das um Ihre Erbsenzug betrügen, Madame, wenn man Ihnen die Aussicht giebt, sich eine unabhängige und ehrenvolle Stellung im bürgerlichen Leben zu sichern?“ sagte der Graf.

„Und ist unsere Stellung nicht unabhängig — nicht ehrenvoll?“ rief Georgine gereizt.

„Lassen Sie uns abbrechen“, bat Wolf v. Geyerstein, dem das Gespräch schon lange peinlich war. „Das ist eine Sache, die Sie mit Ihrem Gatten weit besser beraten können als mit mir, die Sie nur allein mit ihm beraten müssen. Wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich selber den wärmsten Antheil an Ihrem Schicksal nehme, glauben Sie mir vielleicht das nicht einmal.“

„Nein“, sagte Georgine finster, „nicht eher, als bis Sie mir auch den wahren Grund dafür sagen würden. Glauben Sie mir, Herr Graf, daß wir da nur zu bittere Erfahrungen mit solcher Theilnahme machen. Aber ich fühle, daß Ihnen unsere Unterredung nicht länger angenehm ist.“

„Madame Bertrand.“

„Bitte — keine Complimente zwischen uns. Ich bin wahr und offen gegen Sie gewesen — ohne dasselbe bei Ihnen erzielt zu haben. Ich will nicht zudringlich sein. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.“

Sie war aufgestanden und wandte sich zur Thür, als sich diese in dem nämlichen Augenblicke öffnete und ein fremder Bedienter in grauer Livree den Kopf hereinsteckte.

„Was wollen Sie, und wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?“ rief ihm der Graf finster entgegen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Rittmeister“, sagte der Bursche, den Blick dabei aber auf den Fremden gehend, „ich habe zweimal geklopft und konnte Ihren Karl nirgends draußen finden.“

„Warten Sie dann draußen, bis er kommt, oder bis ich Zeit habe“, lautete die eben nicht freundliche Antwort, und der Bursche verschwand mit einer tiefen Verbeugung, wie er gekommen.

Der Rittmeister hielt den Blick auf die Thür gefestigt, aber er hörte keinen Schritt. Der Bediente stand jedenfalls noch vor der Thür und horchte. Madame Bertrand hatte aber indessen wieder mit großer Geschicklichkeit, den benachbarten Spiegel benutzend, den kleinen Schnurrbart befestigt. Dann schied gegen den jungen Mann tief verneigend, aber doch wieder mit dem vorigen Spott um die Lippen, sagte sie laut, indeß mit weit tieferer als ihrer natürlichen Stimme: „Herr Graf v. Geyerstein, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamt zu empfehlen.“

„Bleiben Sie noch“, bat der Graf sie leise, „lassen Sie mich erst den Horcher entfernen.“ Dabei öffnete er rasch die Thür — der fremde Bediente stand aber nicht, wie er erwartet hatte, davor, sondern war verschwunden, und nur die draußen angelehnte und nicht wieder in's Schloß gebrückte Vorfaalthür zeigte, daß er sich entfernt hatte.

„Die Bahn ist frei“, sagte Georgine mit ihrer natürlichen Stimme. Sich leicht gegen den Grafen verneigend, verließ sie rasch und jede weitere Begleitung zurücklassend, das Zimmer und gleich darauf das Haus, warf sich in eine Droschke und fuhr ihrer eigenen Wohnung zu. Graf v. Geyerstein aber schritt mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte rasch in seinem Zimmer auf und ab, ungeduldig dann und wann nach der Thür horchend, bis draußen die Vorfaalthür auf's Neue geöffnet wurde und Karl gleich darauf in Zimmer seines Herrn erschien.

„Herr Rittmeister“, berichtete er hier in militärischer d. h. sehr steifer Haltung, „ein Bedienter Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers v. Ralphen wünscht...“

„Wo bist Du die Zeit über gewesen?“ unterbrach ihn sein Herr.

„Im Stalle unten, zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Laß den Burschen hereintommen.“ Karl machte rechtsum kehrt, und gleich darauf erschien die graue Livree wieder auf der Schwelle.

„Herr Graf“, sagte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, „Sr. Excellenz lassen mit besten Empfehlungen morgen Abend um acht Uhr um die Ehre bitten.“

Der Rittmeister antwortete ihm nicht; er sah den Burschen, dessen Geröthen ihm nicht entgegen konnte, forschend an und dann wieder schweigend vor sich nieder. Endlich sagte er kalt: „Es ist gut — meine Empfehlung an Sr. Excellenz; ich werde zur bestimmten Zeit erscheinen.“

„Wer war denn der junge Herr, der vorhin bei Deinem Herrn Besuch gemacht hat?“ fragte der mit der grauen Livree, als er neben Karl über den Vorplatz der Treppe zuschritt.

„Weiß ich nicht“, antwortete, ziemlich kurz angebunden, Karl, „geht mich auch nichts an.“

„Der kommt wohl oft hierher?“ fragte der Graue, dadurch nicht im Mindesten eingeschüchtert.

„Das weiß ich auch nicht und geht Dich wieder nichts an“, meinte aber Karl; „guten Morgen!“ und öffnete dem Grafen die Thür.

„Grobian!“ murmelte dieser, als er langsam die Treppe hinunterstieg, um die übrigen Einladungen auszuführen.

Die Salons Sr. Excellenz des Kriegsministers v. Ralphen waren festlich erleuchtet, und eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft wurde erwartet. Es war der Viertel auf Acht, und die Wirthin revidirte, schon in voller Toilette, noch einmal selber die befohlenen Anordnungen, während geschäftige Diener hin und wieder stoben, neu bestimmte auszuführen. Auf den beiden Spieltischen hatte man noch die Whistmarken vergessen, und der eine Bediente war hinauf zu Sr. Excellenz gefandt worden, sie von dessen Kammerdiener herbeizuschaffen. Aber er hielt sich länger unterwegs auf, als eigentlich nötig gewesen wäre, denn er traf auf der Treppe Annette, Comtesse Melanie's Jofe — allerdings in eben solcher Eile wie er selber.

„Lassen Sie mich los, Herr Franz“, sagte das junge Mädchen, indem sie einen wenn auch schwachen, Versuch machte, die Hand des galanten Lakaien von ihrer Taille zu entfernen; „das gnädige Fräulein wartet auf mich, und wenn ich so lange ausbleibe...“

„Nur einen einzigen Ruf, theuerste Annette!“ bat Herr Franz in jugendlicher Kühnheit und, vom Augenblick außerdem gedrängt, gleich zur Sache kommend.

„Sie sind nicht gefehlt!“ sagte Annette erzürnt, „und hier, auf der Treppe!“

„Nur einen einzigen!“

„Lassen Sie mich los — ich will nicht — wahrhaftig, ich schreie!“

„Und wenn ich nun eine höchst merkwürdige und interessante Neuigkeit für Sie hätte?“ sagte Herr Franz, in dem Gefühl, daß ein Dienst des andern wert; sei, ohne jedoch ihrer Drohung nachzugeben.

„Ja — Ihre Neuigkeiten kenne ich!“ rief die Schöne, „sie hat wahrscheinlich schon in der Zeitung gestanden — lassen Sie mich los!“

„Selbst erlebt — gestern Morgen — bei Graf Geyerstein“, beharrte Herr Franz. „Wenn sie nicht zehn Küsse werth ist, sollen Sie mich nie wieder ansehen.“

„Und die wäre?“ fragte, neugierig gemacht, die Kammerjofe — „hat er seinen Karl fortgeschickt? Mein Himmel, da klingelt die Comtesse schon — lassen Sie mich los!“

„Erst den Ruf.“

„Sie sind ein unverschämter Mensch — und Ihre Neuigkeit — so lassen Sie mich doch nur los!“

„Und bekomme ich dann den Ruf — einen jetzt und einen andern später...“

„Gleich zwei? — ich schreie wahrhaftig — ich kann nicht länger warten.“

„Schön — Graf v. Geyerstein hat gestern Morgen verkleideten Damenbesuch gehabt — ist das zwei Küsse werth?“

„Nicht einen halben, wenn ich nicht weiß wen.“

„Madame Bertrand.“

„Die Kunststreiterin?“ rief Annette schnell; „es ist nicht wahr.“

„Auf meine Ehre — in Männerkleidung. — Oben im Zimmer hatte sie ihr glattes Gesicht, und als sie unten aus dem Hause trat, einen Schnurrbart. Sie kam mir gleich bekannt vor, aber ich konnte mich doch nicht recht erinnern, wo ich das hübsche Gesicht schon gesehen hatte, merkte mir aber die Nummer der Droschke, in die sie stieg, und als ich heute Nachmittag dieselbe Droschke wieder fand, nannte mir der Kutscher auf meine Frage ohne Weiteres das Haus, wohin er den jungen Herrn gefahren.“

„Und das war?“

„Die Rose, wo die Kunststreiter wohnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Militär-Spionage.

Die zahlreichen großen und kleinen Spionageaffären des vorigen Halbjahres lenken die Aufmerksamkeit erneu auf die Militärspionage. Sie ist als einer der wichtigsten Faktoren erfolgreicher Kriegsführung wohl ebenso all wie der Krieg selbst. Die Formen der Spionage erfahren lebendig im Laufe der Zeit Wandlungen; sie sind natürlich aufs engste verknüpft mit den Fortschritten der Kultur, namentlich mit der gigantischen Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Der alte Auspüher vom Schlage eines A. L. Schulmeister, des größten Spions der napoleonischen Ära, starb allmählich aus, er verschwand, als der elektrische Funke immer weiter den Erdball umfloß, und der eiserne Schienentweg in ausgedehntester Verzweigung die Länder aufs innigste verband. Einer der Hauptaufgaben der alten Spione war noch zur Zeit des großen Korse, wo die Militärgeographie unseres Continents sehr im argen lag, die Hilfsquellen des feindlichen Gebietes, die Stärke der Streitkräfte kennen zu lernen und vor allem genaue Ortsbeschreibungen, Karten anfertigen und sich über die Pläne des Gegners zu informieren.

In der Gegenwart liefern die statistischen Jahrbücher fast alle gewünschten Zahlen, und eine Menge Publikationen, an erster Stelle die der Tageszeitungen, orientieren über viele militärisch interessante Momente, die ehemals nur auf dem Wege der direkten Spionage zu ermitteln waren. Ja, man kann sagen, ein gutes Reisehandbuch gibt heute vielleicht bessere Auskunft wie vor hundert Jahren der beste Spion. Aber trotz der unendlichen Hilfsmittel, die fogu eine Begleitererscheinung des Handels und Wandels u. s. w. sind, ist und bleibt die in allen Staaten vorhandene, mehr oder minder stillschweigend geduldet direkte und indirekte Spionage ein notwendiges Uebel. Die Auspüher erht sich jetzt hauptsächlich auf die Erlangung der Mobilisationspläne, der Spezialpläne, über die Anlage von Befestigungen u. s. w., weiter auf frühzeitige Informationen über geplante Neueinführungen von Waffen aller Art. Jeder technische Neuerer, zum Beispiel von Geschützverkrüpfen, besondere Konstruktionen im Bau von Untersee- und Torpedobooten, kurz allen militärischen Verhältnissen wendet der „freundschaftliche Feind“ seine Aufmerksamkeit zu.

Spionage im engeren Sinne ist die durch gebundene Agenten; es sind durchwegs Staatsangehörige des betreffenden Landes, die sich also des

Landesverraths schuldig machen. Diese einheimischen Auskundschafter zählen nicht selten zu den höheren Gesellschaftsklassen und besitzen weitreichende Verbindungen. Nach dem bewährten Rezept: „Wo der Teufel nichts ausrichten kann, schickt er ein schönes Weib hin“ werden — der jetzt schwebende Kölner Fall beweist es wieder — geeignete Vertreterinnen des garten Geschlechts zur Spionage herangezogen.

Eine Spionage im weiteren Sinne ist die, die Offiziere auf ihrer „informativischen Bereifung“ des Auslandes ausüben können. Wird ein solcher „Informator“ gefaßt, und hat er nota bene keine gar zu kompromittierenden Aufzeichnungen bei sich, so wird er mit aller Höflichkeit wieder über die Grenze geleitet. Denn diese Art informativischer Reisen beruhen eben auf Gegenseitigkeit.

Eine Hauptquelle zur Erlangung der Nachrichten bilden die im Auslande befindlichen und dort beglaubigten Militärattachés. Es ist ihre Pflicht, ihrer Regierung über alles zu berichten, was für diese von Interesse ist oder werden kann. Der Militärattaché disponiert über geeignete Leute, durch deren Hilfe er versucht, die Momente zu erfahren, die auf normale Wege nicht zu ermitteln sind. Wie er dabei verfährt, ist seine Sache; er kann höchstens riskieren, wenn er sich kompromittiert hat, daß er — aberufen wird. In Kriegzeiten spielt die Spionage und das Nachrichtenwesen eine erheblich bedeutendere Rolle als im Frieden. Ein wahrer Born wichtiger Meldungen sprudelt aus der großen Tagespresse; es sei nur an die Times erinnert, die 1870—71 den deutschen Führern bedeutsames Material über die Heeresbewegungen der Franzosen lieferten.

Ebenso ausgezeichnet wie Napoleon I. das Polizeiwesen organisierte, hatte er auch den Spionagedienst eingerichtet. Als dessen Chef fungierte sein flügeladjutant General Savary, gleichzeitig Oberst der Gendarmen d'Elite, und unter seinem Kommando stand der oben erwähnte Karl Ludwig Schulmeister. Um die Person des am 5. August 1770 zu Neu-Freistadt geborenen Mannes weht sich ein Legendentrang; es ist geradezu unmöglich, die Wahrheit von der Dichtung im Leben dieses Hauptspions, Parteigängers, Polizeipräsidenten und Geheimagenten Napoleons I. zu trennen. In seiner Jugend war der mit einer außerordentlichen Verschlagenheit und List begabte Abenteuerer einer der unternehmendsten Schmuggler in Straßburg; seine Laufbahn als Spion scheint im Jahre 1805 begonnen zu haben. Es brach jener für Defterreich so verhängnisvolle Krieg der dritten Koalition aus. Napoleon hatte seine Truppenbewegungen so vorzüglich vorbereitet und so verbergen gewußt, daß niemand seine plötzliche Schlagfertigkeit ahnte. Am 11. September 1805 warf der Korke die Mäste ab und Defterreich hob den Fehdehandschuh auf. Dem General Mac wurde das Oberkommando anvertraut, und er ging prompt in die von Napoleon durch den Spion Schulmeister aufgestaffte Falle. Dieser überlebte die Schlacht bei Austerlitz durch die ungläubliche Thorheit Mads, andererseits durch die Geisteslosigkeit Schulmeisters die schönste Armee ein, die es jemals aufgestellt hatte. Innerhalb achtzehn Tagen war ein Heer von 60,000 Mann durch die Napoleonische Taktik außer Gefecht gesetzt. Hohe Kenner und ein Golbreng waren die Belohnung für den „Dämon“ Mads, wie man Schulmeister benannte. Weisfeld war die Laufbahn des Spions; im großen und ganzen schritt er von Erfolg zu Erfolg, wurde bei der Einnahme Königsgarbs dort Polizeipräsident, in Wien Polizeipräsident, Kommandeur der Gendarmen und Polizeichef der Armee Napoleons, dessen Dienste er offiziell 1809 verließ. Mit einem auf mehrere Millionen geschätzten Vermögen ließ er sich auf Mainau bei Straßburg nieder; er starb 1853 im Alter von 83 Jahren. Sein Name, der einst bekannt und berühmt halb Europa erfüllte, und der ihm Verein mit tausend möglichen und unmöglichen Dingen genannt wurde, ist heute verschollen. Schulmeister war vielleicht der größte und genialste Spion aller Zeiten, der, wie wohl wenige seines Schlages, in das Räuberwerk der Weltgeschichte eingegriffen hat.

Wiel er seine Wähler allzu reichlich mit Freiber regaliert hat, ist ein britisches Parlamentsmitglied seines Sitzes verlustig erklärt worden. Da hat der Betreffende in des Wortes verregener Bedeutung die Beche bezahlen müssen.

Da meint jemand, die Narren seien nicht alle tot. Glücklicherweise nicht, man würde sich ja sonst zu Tode langweilen.

Gib schnell und du gibst doppelt. Gib mit Liebe und du gibst hundertfach.